

Verwirrspiele und bittere Wahrheiten in den neuen Romanen von Mia Couto und Paulina Chiziane

Gott und Teufel und die Menschen selbst

Von Michael Kegler

In Mia Coutos jüngstem Roman „Venenos de Deus, remédios do diabo“ verschränkt es den jungen portugiesischen Arzt Sidónio nach Mosambik – eine Begegnung die an sich schon für einen einigermaßen interessanten Plot ausreichen würde. Aber der junge Portugiese ist nicht aus reiner Menschenliebe in das Dorf am Ende der Welt gezogen (wo er mithilft, eine Meningitis-Epidemie einzudämmen), sondern auf der Suche nach Deolinda, in die er sich auf einem Kongress in Lissabon verliebte. Doch er trifft nur ihre Eltern an, den todkranken ehemaligen Schiffsmechaniker der portugiesischen Kolonialflotte Bartolomeu Sozinho und seine verbitterte Frau Munda. Und dann ist da noch der korrupte „Administrador“ des Dorfes, der im Buch nur Suacelência genannt wird – Bartolomeus ewiger Gegenspieler, auf ideologischer, und wie sich später auch zeigen wird, privater Ebene.

Suacelência (Seine Exzellenz) ist natürlich Vertreter des herrschenden „fortschrittlichen“ Lagers, während Bartolomeu (der Einsame) hin und wieder auf dem Dach seines Hauses die Fahne der kolonialen Schifffahrtsgesellschaft hisst und ostentativ der alten Zeit nachtrauert, obwohl er als schwarzer Arbeiter prototypischer Gewinner der Revolution sein müsste; ein Verwirrspiel mit ideologischen Codes, dem weitere Verwirrspiele folgen.

Denn je tiefer der junge Portugiese sich in das Leben und die Geschichte seiner mutmaßlichen Schwiegereltern vertieft und verstrickt, desto mehr stößt er auf Widersprüche, die nicht immer entlang der letztendlich glatten Linien

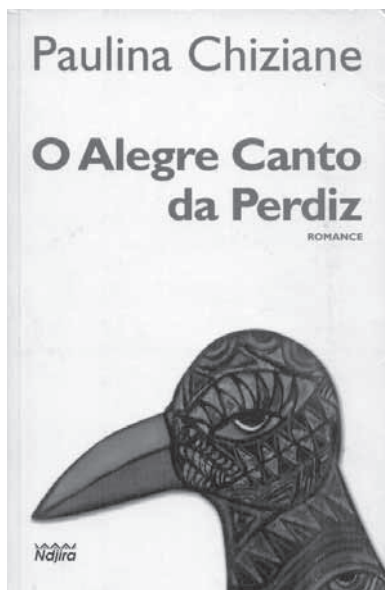
historischer und sozialer Verwerfungen verlaufen. Und die dunklen Geheimnisse, die sich ihm und dem Leser allmählich erschließen, sind grausam und so afrikanisch sie sich zunächst darstellen, zutiefst menschlich und universell. Letztlich muss Sidónio erkennen, dass er auch in Afrika weder seine Liebe noch eine Heimat finden wird. Und dass, auf einer höheren, metaphorischen Ebene, das Ding mit der Versöhnung ein kompliziertes ist, denn das Objekt seiner Liebe ist tot und „Im Grunde war der Portugiese keine Person im eigentlichen Sinne. Er war eine Hautfarbe, die einsam auf kürzestem Weg durch ein afrikanisches Dorf schlich.“

Auch wenn Mia Coutos jüngster Roman spannend ist wie ein Krimi, fast demonstrativ auf afrikanisierende Sprachspiele und Wortneuschöpfungen verzichtet und streckenweise fast zum „Mystery Tale“ wird, transportiert jede Zeile, jede Wendung und jede neue Erkenntnis des Protagonisten auch die Suche nach Identität, nach Standpunkt, nach der Beschreibung eines Landes, eines Zustandes, der nicht zu beschreiben ist. Oder wie es der Autor selbst, positiv ausdrückt: „Die Negation einer reinen und einzigen Identität, das Investieren in Suche nach innerer Vielschichtigkeit und die Bestätigung pluraler und vermischter Identitäten.“ (Im Interview mit Mariana Filgueiras, *Jornal do Brasil*)

Es ist mehr als eine Marginalie, dass Bartolomeu als Schwarzer den kolonialen Zeiten nachtrauert (und dafür keinesfalls politische Gründe hat, wie sich herausstellt), dass es ausgerechnet ein Portugiese aus der ländlichen Region Guarda sein muss, der sich in eine



Mosambikanerin aus einem ebenso wenig mondänen Hinterland verliebt und dass ein ganzes Kapitel sich der frühen Liebe Bartolomeus zu seiner Frau, einer Mulattin widmet, die ihre Liaison seinerzeit gegen den Widerstand ihrer Familie hatte durchkämpfen müssen, die durch die Ehe mit einem Schwarzen das Projekt der sukzessiven Aufhellung der Hautfarbe in Gefahr brachte – ein rassistisches Konstrukt (Branqueamento genannt), das basierend auf dem Essai sur l'inégalité des races des französischen Eugenikers Gobinau in Brasilien just nach der Sklavenbefreiung aufkam und dort bis Mitte des 20. Jahrhunderts die herrschende Doktrin des alltäglichen Rassismus darstellte und in ihrer perfiden Definition „guter“ und „schlechter“ Hautfarben bis heute in den Köpfen der Menschen (nicht nur in Brasilien) weiterwirkt.



„Mestiçagem“ revisited

Auffällig ist, dass auch Paulina Chizianes jüngster, im Februar veröffentlichter Roman „O alegre canto da perdiz“ (siehe Mosambik-Rundbrief 76) sich genau jenem Thema widmet. Sie allerdings definiert es als Leitmotiv ihres mehr als 300seitigen „fiktionalen Essays“ (Pires Laranjeira im *Jornal de Letras*), dessen Thema sie mit einem einzigen Wort zu umschreiben imstande ist: „Rassismus“. Und zwar nicht in seiner einfachen Variante der Unterdrückung einer Hautfarbe durch eine andere, sondern in der oben geschilderten Variante der Selbstverachtung. Oder wie es die Autorin im Interview mit Isabel Lucas vom portugiesischen *Diário de Notícias* ausdrückt: „Zambézia ist eine der reichsten Provinzen, eine

Gegend, die von den Portugiesen stark ausgebeutet wurde. Doch es gab dort nur wenige Portugiesen; wie konnte es ihnen gelingen, diese Provinz zu beherrschen? Welche Rolle haben die Einheimischen gespielt?“ und weiter: „Zambézia ist der Teil unseres Territoriums, wo die meiste Vermischung stattgefunden hat. Wie ist das geschehen? Wurden die Frauen vergewaltigt? Haben sie sich freiwillig hingeegeben?“ Dieses Buch, *O alegre canto da perdiz*, geht von einer Theorie aus. Nach der mündlichen Überlieferung suchten die schwarzen Frauen sich weiße Männer, um ein Mischlingskind zu bekommen, damit dieses später nicht deportiert würde. Aber es gibt diese Suche nach dem weißen Mann noch immer. Viele 15, 16 Jahre alte Mädchen sehen in dem weißen Mann ihre Rettung.“

Die Geschichte von Delfina, der Prostituierten(!), die zunächst einen *cipaio*, einen schwarzen Schergen des Kolonialismus heiratet und diese Ehe dann für die Beziehung zu einem Weißen aufs Spiel setzt ist eine ausladend, bildhaft und üppig entworfene Allegorie über (um noch einmal den Literaturwissenschaftler Pires Laranjeira zu zitieren) „die Sünde der Prostitution, die Entfremdung und Erlösung, und über die Unmündigkeit der Entrechteten und Unterdrückten.“

Kein wahres Leben im Falschen

Kurzum: Es gibt kein wahres Leben im Falschen. Was bei Mia Couto noch mit einem staunenden Blick (des naiv-verliebten aber außenstehenden Portugiesen) beginnt, und sich zu einer durchaus

auch ironischen Geschichte entwickelt, ist bei Paulina Chiziane von vornherein die Geschichte einer Abgelehnten, die vor allem deshalb abgelehnt wird, weil es ihr – unter massiver Selbstverleugnung – gelingt, einen Teil der Selbstverachtung zu überwinden, unter der alle anderen Frauen (es sind bei Paulina Chiziane vor allem die Frauen) leiden. Nur Paulina Chiziane kann so etwas schreiben, kein Mann, weder Portugiese noch Mosambikaner, auch nicht Mia Couto.

Es mag Zufall sein, dass sich die beiden großen mosambikanischen Romane in diesem Jahr, wenn auch auf unterschiedliche Weise, mit diesem Thema beschäftigen, aber gerade dieser Zufall ist bezeichnend.

„Die Welt ist komplizierter geworden“, ist ein Gemeinplatz seit dem Ende des „kalten Krieges“ – der in Mosambik ja durchaus ein heißer war. Aber wie kompliziert alles schon vorher war und wie kompliziert es noch wird, zeigt uns die jüngste mosambikanische Literatur exemplarisch in diesen beiden Romanen.

Paulina Chiziane:

O Alegre Canto da Perdiz.

342 Seiten

Ed. Ndjira, Maputo / Ed. Caminho, Lissabon 2008

Mia Couto:

Venenos de Deus, Remédios do Diabo.

192 Seiten

Ed. Ndjira, Maputo / Ed. Caminho, Lissabon / Companhia das Letras, São Paulo 2008